

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 30

Artikel: Der Tag der nationalen Selbstbesinnung : Betrachtung zum 1. August

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

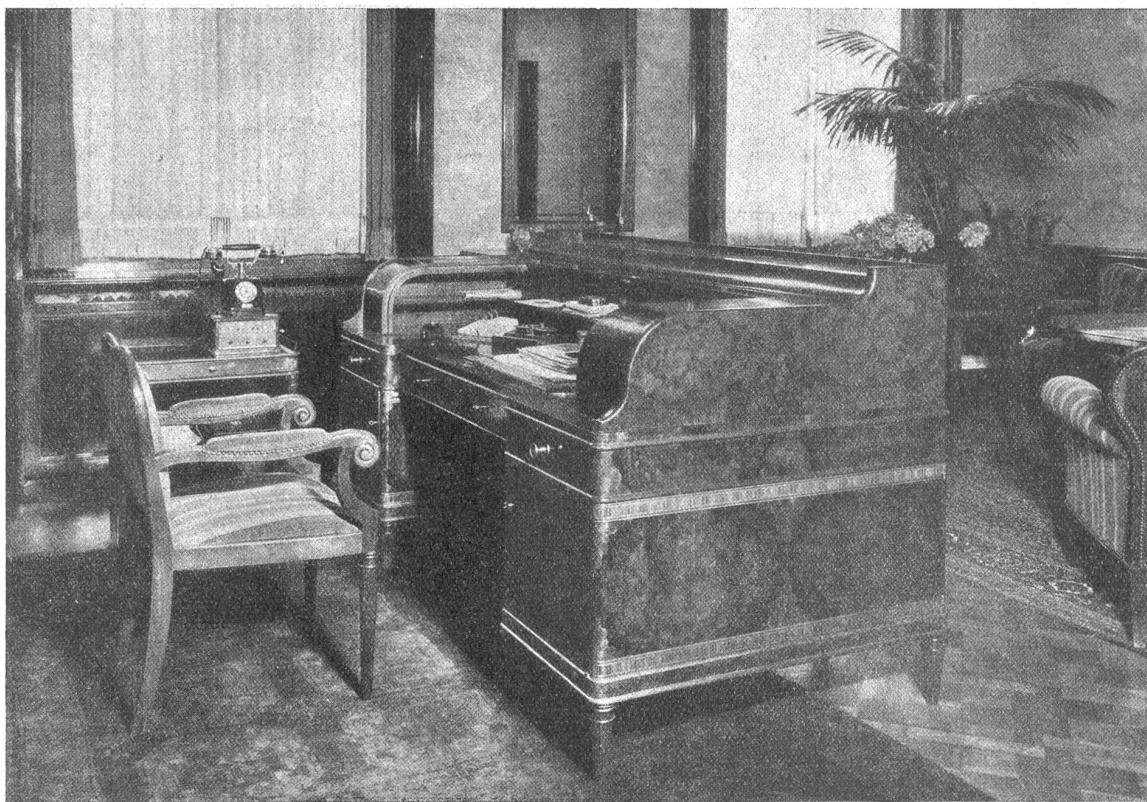
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wo unsere Bundesräte arbeiten. — Der Arbeits- und Empfangsraum des Chefs des eidgenössischen Politischen Departements im Bundeshaus. — Unter der Leitung der eidgenössischen Baudirektion ausgeführt von L. Simmen & Cie., Brugg und Lausanne. — Schreibtisch in Nussbaummasse mit Rosenholzbändern poliert.

Phot. Robert Spreng, Basel.

alle Selbstbeherrschung beiseite warf und sie antrieb, Simujah in ihrer eigenen Wohnung aufzusuchen und zu belästigen.

Als ich dies hörte, bearbeitete ich Si Ulongs Frau, sie möchte Simujah zum Trost einmal die beiden Geschwister auf Besuch schicken, und anerbot mich, sie nach Bulian zu geleiten. Der Alte widerstand meiner Anregung; allein schließlich besiegte auch hier die Herzensmilde des Weibes den starren Sinn des Mannes, und wir ritten zu Drei hin. Bei der Fuhrhalterei stiegen wir ab, und die Geschwister gingen zu Fuß allein zum Palast. Dem Bruder, der inzwischen mein Liebling geworden, stießte ich einen Zettel in den Gurt, mit der Bitte, ihn ungeschen Simujah zu überreichen. „Du leidest; ich leide mit Dir“, stand darauf und kein Wort weiter. Als die beiden, reich beschenkt, nach einer oder zwei Stunden, deren Länge mir nicht wenig bange machte, zu mir zurückkehrten, erzählte mir der Bruder, wie ihn die Schwester, nachdem sie den Zettel gelesen, umarmt und verküsst und wie sie vor Freude Tränen geweint habe. Auf der Rückseite des Zettels standen jetzt die Worte: „Herr, ich bin glücklich, dich am Leben zu wissen. Eile!“

Wir bestiegen unsere Reittiere und schwenkten alsbald in einen Palmenweg ein, um uns allfällig lauernden Späheraugen zu entziehen, und kamen auf Umwegen zur Landstraße, die uns am selben Abend nach Hause führte. Meine Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dem geliebten Wesen, die sich unter dem Druck des Geheimnisses auf meiner und des Stillschweigens auf Simujahs Seite gelagert und

versteinert hatte, lag mir bis zu diesem Tage wie ein Kiesel in der Brust; die unscheinbare Botschaft, aus der die Sorge um mich sprach, fuhr plötzlich wie ein sanfter Hammerschlag darauf nieder und holte einen lebendigen, lodernden Funken heraus, der mir die Möglichkeit vorspiegelte, Simujah, die Geliebte — das war sie jetzt! — wiederzusehen, wenn auch einstweilen noch nicht in blutwarmer Nähe. O, wie fühlte ich mich wieder jung und unternehmend! Schon umgaufelten schöne Träume meinen Geist. Irgendwo und irgendwann mußten wir uns finden. Ich wollte, sobald ich ihre Badestunde erfahren hatte, den Badang hinunterschwimmen, um sie vom Fluß aus zu grüßen, vielleicht ihr sogar die Hand zu drücken. Ja, was wollte ich nicht alles für sie tun! Aber ich durfte den Kopf nicht verlieren, wenn ihn der Tuanlu nicht finden sollte.

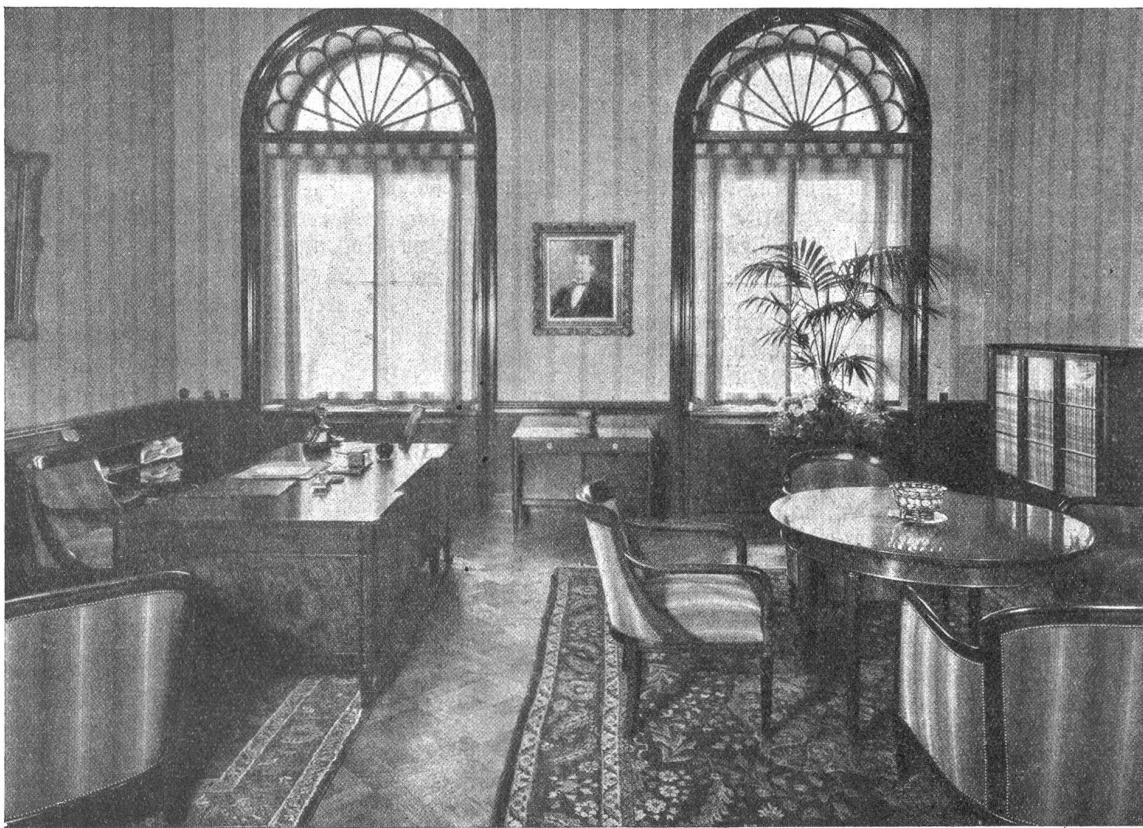
(Fortsetzung folgt.)

Der Tag der nationalen Selbstbesinnung.

Betrachtung zum 1. August.

„Den schlechten Mann muß man verachten, Du nie bedacht, was er vollbringt!“

Jedes kultivierte Staatsvolk hat seinen Nationaltag, seinen Tag der Selbstbesinnung. Das eine nimmt diesen Anlaß wahr, um in glanzvollen Militärparaden auf seine Macht und seine hohen weltpolitischen Aufgaben und Ziele hinzuweisen, andere begnügen sich damit, an diesem Tage sich wehmütigen Erinnerungen an eine nicht minder glanz- und machtvolle Vergangenheit hinzugeben und daraus die



Wo unsere Bundesräte arbeiten. — Der Arbeits- und Empfangsraum des Chefs des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements im Bundeshaus. — Unter Leitung der eidgenössischen Baudirektion ausgeführt von T. Simmen & Cie., Brugg und Lausanne. — Raumbild mit Schreibtisch und Sitzmöbelgruppe an rundem Tisch. Holzwerk: Tuyamaser mit Kirschbaum, rotbraun gebeizt und poliert. Wand und Stoffe elsenbein, beige, grau und blau. — Phot. R. Spreng, Basel.

Hoffnung auf eine ebensolche Zukunft zu schöpfen. In gewissen europäischen Ländern erachten es die politischen Führer als nötig, ihr Volk auf nationale Glücksziele aufmerksam zu machen, die jenseits der Landesgrenze liegen, die nur mit Krieg und Blutvergießen zu erreichen sind. Wir wissen, daß solche Reden als taktische Manöver einzuschätzen sind, die die Aufmerksamkeit des Volkes von den innerpolitischen Wünschen ablenken sollen, weil diese nicht mit den zur Verfügung stehenden Mitteln und den der Regierungspartei geläufigen Methoden erfüllt werden können. Leider haben aber diese Reden ihre fatalen internationalen Auswirkungen, die auch wir in der Schweiz zu spüren bekommen. Wenn als Folge der labilen innerpolitischen Verhältnisse in Italien und in andern europäischen „nicht saturierten“ Ländern die Kriegsrüstungen eher statt abnehmen, wenn an der italienisch-französischen Grenze zwei feindliche Armeen tatsächlich gegenüberstehen, so müssen wir, ganz gegen unsere innerste Überzeugung, bloß um den Notwendigkeiten unserer Neutralität gerecht zu werden, für 20 Millionen und mehr Jagdflugzeuge anschaffen.

Diese Tatsache allein beleuchtet schlaglichtmäßig unsere Schicksalsverbundenheit mit der Umwelt. Wenn die friedensstörenden Elemente in Europa wieder die Oberhand bekommen sollten, dann wäre auch für unsere friedliche Schweiz neuerdings die Zeit der Prüfung da. Sie müßte neuerdings den Beweis leisten für die Festigkeit ihrer politischen Grundlagen, denen zum Trotz, die die Demokratie mit ihren Volksrechten als veraltet, als unzeitgemäß und unzweckmäßig ansehen.

Aber braucht es erst dieser neuen Schicksalsprobe? Haben wir nicht Grund genug, an unsere Demokratie zu glauben und ihr zu vertrauen? Ich denke, das muß auch am nächsten 1. August wieder die Frage sein, die sich das Schweizervolk zu beantworten hat. Entweder wir halten an der Parole

fest, die die Männer vom Rütli für ihre gemeinsame staatliche Existenz ausgegeben haben:

Einer für Alle und Alle für Einen!

und wir werden uns unserer Vorteile gegenüber andern Staatsangehörigen bewußt, oder wir finden im Gegenteil, daß wir benachteiligt sind und daß wir es besser hätten unter einem andern Staatsregime auf andern Grundlagen. Ein Tag der Selbstbesinnung und Selbstprüfung sei uns der Tag des Vaterlandes.

* * *

Ist es nicht sympathomatisch, daß in aller Welt die Schweizer sich nach der Heimat zurücksehnen, daß es ihnen zumeist nirgends so gut gefällt als wie daheim? Und wenn sie in wehmütig-frohem Kreise singen:

„In der Heimat ist es schön“

so denken sie nicht nur an die Berge und Täler, an Gletscher und Seen, an die Alpweiden mit dem Herdengeläute und dem Todler der Sennen, sondern sie denken auch an die Rechte und Freiheiten, die der Schweizerbürger genießt, an seinen Gang zur Urne, an sein Gewehr, das er als freies Besitztum mit sich zum Schießstand trägt, an die freien Schulen, auf deren Bänken der Sohn des Millionärs mit dem Sohn des Handlängers gleichberechtigt zusammensticht, an den fast unbedingten Schutz, den seine Rechtsinteressen, seine und seiner Familie Existenz im Gemeindeverbande genießen.

Doch wir brauchen nicht aus der Fremde zurückzukehren an den Tisch der Mutter Helvetia, um uns der Vorteile unseres Schweizertums bewußt zu werden. Ein Gang durch die Spalten der Tageszeitung allein muß uns schon die Augen öffnen.

Da lesen wir von italienischen Flüchtlingen, Familien mit Kindern, die in finsterer Nacht über Grat und Gletscher und über die Grenze wandern, um dem unerträglichen Zwang, der in der Heimat auf der politischen Gesinnung

liegt, zu entfliehen. Lieber heimatlos und dem Hunger ausgeliefert, als sich selbst aufzugeben! Wir haben in der Schweiz keinen Maßstab, um die Empfindungen und Leiden solcher Heimatlosen zu bewerten. Wir müssten in unserer Geschichte um Jahrhunderte, in die Zeit der Glaubensverfolgungen, zurückgreifen, um einen solchen zu finden.

Oder wir lesen mit tiefstem Unbehagen, wie in dem hochkultivierten Finnland, das wir als politisch konsolidiert erachteten, plötzlich eine politische Oppositionsgruppe nach dem Willen einer andern Partei und unter Umgehung des verfassungsmäßigen Weges als außer Recht und Gesetz stehend erklärt wird und entehrende Gewaltanwendungen über sich ergehen lassen muß. Auch wenn wir die besonderen finnischen Verhältnisse — die Nähe des baltisch-schwedischen Russlands und die Verdienste der Lappo-Leute um die finnische Unabhängigkeit — in Anrechnung bringen, können wir vom Schweizerstandpunkt aus solche politische Methoden nicht gut heißen.

Nie würden wir Schweizer zugeben, daß zugunsten einer Partei die Freiheit des Glaubens, der Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht und wie die Mittel und Wege der freien Gesinnungsbildung und -äußerung heißen, unterdrückt würden. Denn wir betrachten diese Bürgerrechte als die stärksten Pfeiler unseres demokratischen Staates, der ja ein Sozialstaat sein will mit dem Glück der größtmöglichen Menge als Ziel. Daß zu diesem Glück in erster Linie die politische Freiheit jedes Einzelnen gehört, das dokumentiert ja schon der Bund von 1291, dem wir unsern Nationaltag verdanken.

* * *

Doch wir würden mit Recht eines lächerlichen und chauvinistischen Optimismus' verdächtig, wollten wir nur Licht- und nicht auch Schattenseiten sehen an unserem Schweizerum. In wirtschaftlicher Beziehung haben wir jedenfalls unser Staatsziel noch lange nicht erreicht. Noch stecken große Teile unseres Volkes unverdienterweise in schweren Existenzsorgen. Noch ist die Sozialversicherung nicht endgültig unter Dach, die die Alten und Invaliden, die Witwen und Waisen vor Not und Armutengängigkeit schützen soll. Noch wissen wir keinen Weg, um der schwierigenden Bauernschaft und der von der Absatzkrise getroffenen Industrien dauernd zu helfen. Die vorgeeckten und gewährten Beihilfen für die Landwirtschaft, die Preisgarantien für Getreide, Obst und Milch stützen nur die Güterpreise und fließen zur Hauptzweck in die Taschen der Grundrentner. Da helfen nur durchgreifende Maßregeln. Als eine solche verdient Beachtung der Vorschlag, den Schuldenbauern von Staates wegen billige Darlehen zukommen zu lassen gegen Titel auf den Hof, die bei Handänderungen automatisch verfallen. Solcherweise könnte die billige Hypothek nicht den Preis des Gutes steigern, sondern käme restlos dem Schuldenbäuerlein zugute. Ganz unbegreiflich ist die kurzfristige Schutzzollpolitik des Schweizerischen Bauernbundes, die dem Lande in doppelter Hinsicht schadet: sie provoziert Zoll erhöhungen des Auslandes gegenüber unserer Exportindustrie und bewirkt dadurch die Schädigung desjenigen Volksteiles, der doch wieder der beste Abnehmer der landwirtschaftlichen Produkte ist und der nun die hohen Preise nicht mehr zahlen kann. Die Bauernführer scheinen von allen guten Geistern verlassen zu sein, wenn sie sogar über nationale Aktionen wie Briands Pan-europa-Bestrebung mit ihren hinterwäldlerischen Wirtschaftspostulaten hemmen wollen. In das gleiche Kapitel der Unbegreiflichkeiten gehört die hartnäckige Weigerung unserer nationalen Geldverwaltung, sich prinzipiell und offiziell für die Preis- und damit Geldwertstabilisierung als einer wirtschaftlichen Notwendigkeit auszusprechen; dies, obwohl die theoretischen und praktischen Bedenken dagegen längst durch die Tatsachen und Erfahrungen widerlegt sind. Wer die schweizerischen Wirtschaftsprobleme mit überparteilichem Interesse verfolgt, weiß übrigens, daß keine einzige unserer politischen Parteien den

Mut aufbringen würde, ihre traditionelle Doktrin zugunsten einer neuen aufzugeben, auch wenn deren Überlegenheit offen zu Tage läge. Das ist kleinliche Prestige- und Parteipolitik, die sich, im Lichte der Ersten-Augustfeuer besehen, ganz und gar unschweizerisch ausmacht. Denn wer im Hinblick auf die außerpolitischen Notwendigkeiten im Herzen mitschwört:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr...“
und wer weiter sich bewußt ist, daß es um kostbarstes Schweizergut geht, wenn Schillers Eidgenossen sich geloben:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben...“

dem muß der wahre Sinn des 1. August, unseres Tages der Selbstschau, aufgehen: Schweizer sein das heißtt, seine eigenen persönlichen Interessen an das höhere des Schweizervolkes anhingeben. Und weil die Schweiz als Staat höchste Menschengüter schützt, weil sie in ihren Grundprinzipien den nationalen Frieden verkörpert, so darf der Schweizer im frohen Bewußtsein seines unvoreingenommenen Weltbürgertums sich seines Schweizertums freuen.

H. B.

Ich möchte wandern . . .

Ich möchte wandern durch der Wüste Sand
Wo die Kamele ziehen, schwerbeladen,
Ich möchte ruhn am fernen Meeresstrand,
Im Gischt der Brandung meine Glieder baden.
Im Dickicht dunklen Urwalds möcht' ich sein,
Wo Königstiger, Leoparden hausen,
Möcht' steigen, einsam, bei Laternenchein,
Durch tiefer Klüfte nachterfülltes Grausen.
Auf Pferdesrücken möcht' ich ohne Rast
Der öden Steppen weit Gefild durchjagen,
Möcht' fahren in der Mittagssonne Glast
Zum Erntefest auf schwerem Bauernwagen.
Auf höchstem Bergesgipfel möcht' ich stehn,
Weltfern, umbraut von frischen Gletscherlüften,
Möcht' unter Palmen und Zypressen gehn,
In Gärten wandeln unter Rosendüften.
Im Ruderboot möcht' ich auf wildem Strom
Pfeilschnell an Wald und Schlucht vorübergleiten,
Möcht' früh am Morgen durch den hehren Dom,
Durch ernste, stille Klostergänge schreiten.
Möcht' ziehn durch des Polareis' kalte Bracht,
Auf Schlitten schnell dem Nordpol kühn entgegen.
Möcht' gehn durch fernste Inseln, unbewacht,
Einsam auf stillen, nie betret'nen Wegen.
Möcht' in der Weltstadt brausendem Gewühl
Ein Fremdling, unerkannt hinuntertauchen,
Möchte im Lagerzelt, als Jäger kühl
Mit Wilden stumm die Friedenspfeife rauchen.
Möcht' wandern, immer wandern, manch' ein Jahr,
Von Land zu Land, stets neue Wunder sehen....
Doch würd' einst schwach der Leib und weiß das Haar,
Möcht' ich nach Haus, in meine Heimat gehn!

O. Braun.

Im Abendfrieden.

Von Emma Wüterich-Muralt.

Es ist ein Bild, das ans Herz greift, wenn sie zusammen durch die Straße humpeln, der Großvater mit den weißen Haaren und das Buebli mit dem weißen Gesichtchen. Fürsorglich halten sie sich aneinander und den freien Arm stützt jeder auf einen Stock, der Großvater, weil er nicht mehr genug, und das Buebli, weil es noch nicht genug Kraft hat, allein zu gehen. Erst wenn die Glocke vom Kirchturm die fünfte Abendstunde verkündet, kommen die beiden aus dem Hause; sie müssen warten auf